Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 222 (1949)

Artikel: Der Tod zu Basel
Autor: Lerch, Christian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656218

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tod zu Gasel

Eine wahre Geschichte aus den Märztagen 1798
zum 150. Jahrestag erzählt von Christian Lerch

In einem Hause an der Gerechtigkeitsgasse, Sonnseite, in Bern wohnte die verwitwete Frau Ratsherrin Steiger. Wie alle Angehörigen der von der Regierung zurückgetretenen patrizischen Familien, mußte auch sie am 5. März eine ansehnliche Schar französischer Soldaten ins Haus aufnehmen. Zwölf Musikanten waren es; nach damaligen Begriffen ein Bataillonsspiel. Musikanten, sofern sie nicht Durst leiden müssen, sind gemütvolle Seelen, mit denen gar nicht übel auszukommen ist; selbstverständlich mußte aber alles, was im Hause ein Paar Beine hatte, den tönefrohen Gästen „zwägspringe". Wofür sie sich vermutlich durch besonders gefühlvolles Blasen der Marseillaise und anderer Revolutionsmusik erkenntlich zeigten; daß dabei das Geschirr in der Küche ab und zu mitklirrte, nahm man in den Kauf, vollen Dankes, nicht schlimmere Einquartierung bekommen zu haben...

Das fand auch die im nämlichen Hause wohnende Frau Stettler von Riedburg. Dafür sorgte sie sich ängstlich um das Schicksal ihres Landhauses und Sommersitzes draußen in der Kirchgemeinde Köniz, unweit des Schwarzwassers. Denn man hatte schon vernommen, daß eine zuchtlose Schar General Brunes, von Neuenegg her über Niederwangen und Ried gekommen, das prächtige Bauernhaus Landorfschür der Witwe Spycher angezündet hatte. „Steit ächt ds Riedburghuus nö?" kummerte Frau Stettler. „Meinet Der nid o, Frou Ratsherri, me sött öpper uſeschicke, ga luege?" Frau Steiger fand den Gedanken gut: „Eh ja, schicket der Peter; aber nid eleini; es chönnt vilicht no französisches Militär dert ussen umefahre. Und äbe, de Pure syg schynt's nüt z'troue. Sie sy toub über d'Stadtlüt, wäge däm dumme Gred, me heig ds Volk verrate... Dihr söttet frage, ob eine vo üsne Musikante wett mitgah."

Das war gescheit ausgedacht; und nach menschlichem Ermessen schien es, als wäre auf diese Weise jegliche Gefahr gebannt, die den beiden Riedburgwanderern drohen mochte. Denn Trompeter, Trommler, Pfeifer, Spielleute überhaupt galten seit alter Zeit als unverletzlich, mitsamt allfälligen Begleitern. Gegen erboste Bauern war der Diener Peter also gesichert. Anderseits mußte das Geleit des Trompeters den Peter vor Gewalttätigkeiten streifender Franzosen schützen. Ganz abgesehen davon, daß der Krieg ja zu Ende war...

Am 7. März, mittags, fütterten die zwei Frauen den 16jährigen Peter und den dienstwilligen französischen Trompeter noch tüchtig, und dann nahmen die beiden den zweieinhalbstündigen Weg unter die Füße.

Köniz—Schliern—Gasel — soweit ging alles recht gut. Stummes, verdrossen brütendes Landvolk; da und dort ein mürrischer oder gleichgültiger Gruß; ein verbissenes Scherzwort, aus dem nicht klug zu werden war; eine gwundrige Frage nach dem Woher und Wohin. Peter radebrach munter Französisch; der Trompeter schilderte ihm gesprächig allerhand Kriegserlebnisse, trällerte wohl auch dann und wann ein paar Fetzen von einem Marsch oder einem übermütigen Soldatenliede.

Da! Was soll das geben? An einer Wegabzweigung zwischen Gasel und Niederscherli stehen urplötzlich, wie vom Himmel gefallen, fünf bewaffnete Bauern da, alkohollaut und finster dreinschauend. Peter und der Trompeter sind umringt; kein Ausweg! „Uſ ne!" keucht heiser einer der Bauern und reißt dem Trompeter den Säbel weg. Der Spielmann protestiert erschrocken, versucht sich lächelnd zu entwinden, fuchtelt mit den Armen. Da saust ihm der Säbel auf die Schultern, auf den Rücken; wie die Arme einer Windmühle wirbelt die blanke Klinge. Peter steht schlotternd da, ihm versagen die Glieder. Der Franzose schreit gellend auf, sinkt in die Knie, schlägt flach hin. Fünf Gewehrläufe richten sich auf ihn. Und jetzt kann Peter Reißaus nehmen. Querfeldein. Stolpert. Reißt sich wieder empor. Er hört fünf Schüsse, hört undeutlich den Befehl: „Dert ubere Zuun mit ihm, i ds Mätteli! Soo, dä het jetz für ds Hüserazünte!"

*

Frau Stettler und Frau Steiger schauen sich zuerst hilflos an, dieweil Peter zum Herzbrechen heult und die elf Trompeter, in einer Ecke zusammengedrängt, abgerissen flüstern und bitter-

böse Blicke werfen. „Der Bärni mueß häre!“ murmelt die Frau Ratsherrin endlich. Der Bärni, das ist ihr Sohn, Junker Johann Bernhard Steiger, Altlandvogt von Signau, mit seinen 55 Jahren eine Respektsperson und ein erfahrener Mann, der sicher guten Rat weiß.

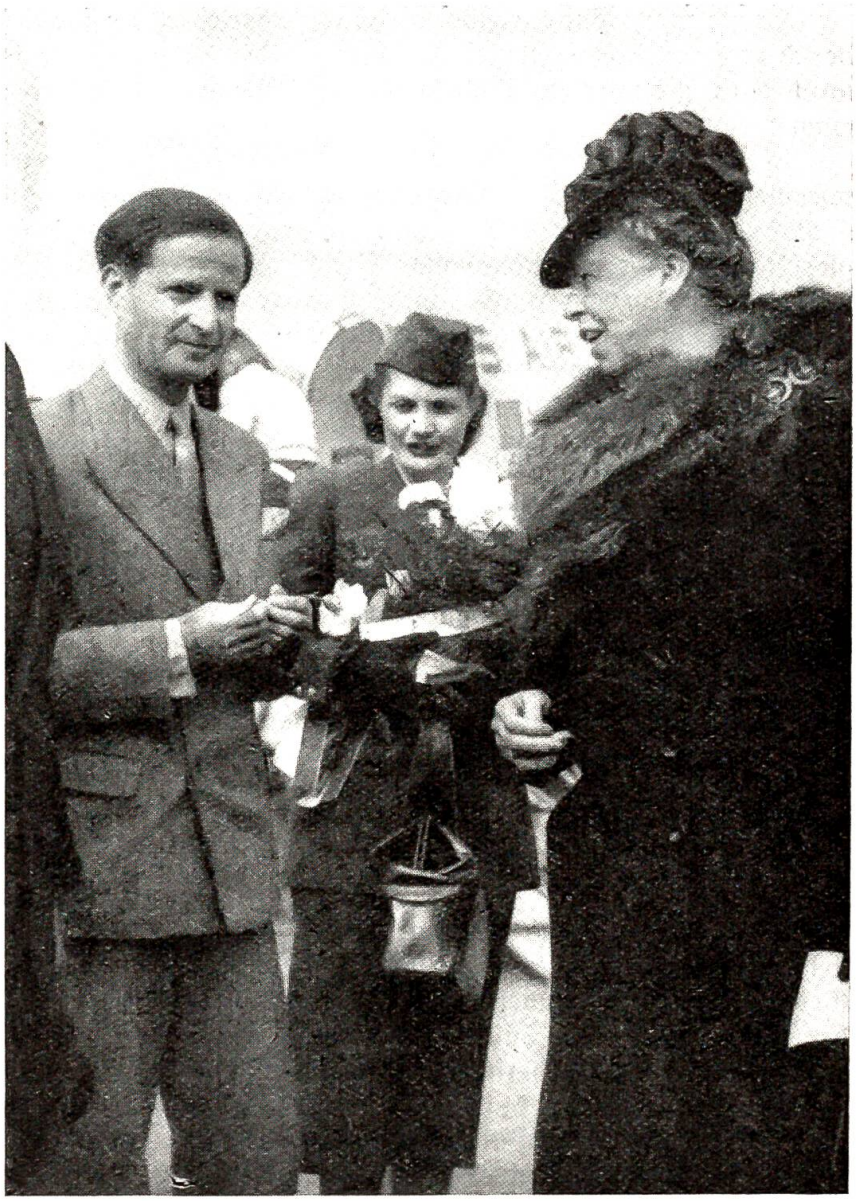
Altlandvogt Steiger erscheint, läßt sich von Peter kurz das Wichtigste berichten und entscheidet dann: „Das müssen wir dem General Brune melden; vielleicht ... Du kommst mit, Peter — et deux d'entre vous, citoyens, auront l'obligeance de nous accompagner, s'il vous plaît!“

General Brune logiert im „Falken“, am Wybermärit. Auf dem Weg dorthin, die Kramgaßlauben hinauf, legt sich Herr Steiger den Bericht rasch zurecht. Die zwei Trompeter haben ihm vorwurfsvoll zugeraunt, der Tote sei just der Netteste, Beliebteste und Brävste im ganzen Spiel gewesen. Peter hat dazu eifrig genickt.

Das Vorzimmer des Generals ist dicht besetzt: Ordonnanzen, Wachtmannschaft; Einheimische, die eine Bitte oder eine Beschwerde vorzutragen haben. Herr Steiger flüstert einer Ordonnanz ein paar Worte zu — und muß nicht lange warten; „entrez, s'il vous plaît!“

Brune frägt, nicht unfreundlich, nach des Besuchers Begehren. Irgendwie fühlt er sich dem stattlichen, weltmännisch auftretenden Berner gegenüber unsicher. Der Altlandvogt spricht gemessen, aber klar und bestimmt: Ein ebenso bedenklicher als trauriger Vorfall ... Das Opfer, ein in allewege wackerer junger Mensch ... Unverweilt Nachricht abzustatten, hielt ich für meine Pflicht ...

„Hm — kennt der junge Mensch jene Bauern?“ fragt Brune schneidend. Der Junker blickt Peter an; Peter schüttelt den Kopf. Da steht General Brune auf, schmettert die Faust auf den Tisch und schreit die beiden Trompeter an: „Da haben wir's ja! Kein Wunder, daß so etwas passiert, nach all den Greueltaten, die von unserer Seite auf dem Lande und hier in der Stadt vorgefallen sind! Eine Schande ist's! Es entehrt den Sieg und macht den Namen Frankreichs verhaßt — und wenn dann ein Unschuldiger dafür büßen muß ... c'est fâcheux, mais ...“ Mit diesem „mais“ bricht er ab, setzt sich wieder, starrt an die Saal-



Frau Eleanor Roosevelt, die Witwe des amerikanischen Staatspräsidenten, stattet der Schweiz einen Besuch ab.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

decke — und fragt plötzlich, daß alle zusammenfahren: „Die Täter wird man wohl kaum ausfindig machen können, hm?" „Ich glaube nicht, Herr General", antwortet der Altlandvogt entschieden. Und nun schweigt Brune.

Der Junker tritt versuchsweise einen, zwei, drei Schritte zurück. Brune reagiert nicht darauf. Der Junker verabschiedet sich höflich. Brune nickt gleichgültig; die Türe geht auf, und die vier Besucher düüßelen hinunter.

„Es het mer gschine, er löhj die Sach la falle", berichtet Herr Steiger seiner Mutter; „weder es wird dänk gschyder sy, i schrybe no a d'Regierung!"

An die neue Regierung will und muß er schreiben, die seit der Nacht vom 4. auf den 5. März die Staatsgeschäfte führt; die neue Regierung, die der Altseckelmeister Frisching, der hartnäckige Friedensfreund und Gegner des wackern Schultheißen Steiger, nun leitet; die neue Regierung, von der es noch vor kurzem hieß: „Sobald sie amtet, zieht Frankreich seine Truppen zurück!" Die neue Regierung, was kann, was wird sie tun?

Die Regierung — sie schreibt dem General Brune einen kurzen, höflichen und wohlüberlegten Brief. Sie bedauert den Vorfall sehr und will sogleich durch die zuständigen Untersuchungsbeamten an Ort und Stelle Nachfrage halten lassen. Sie bittet aber den General, Truppen nach Gasel und Niederscherli zu schicken, damit die Betreffenden ihres Lebens sicher seien. — Soweit habt ihr's gebracht, ihr Zauderer und Friedensfreunde!

*

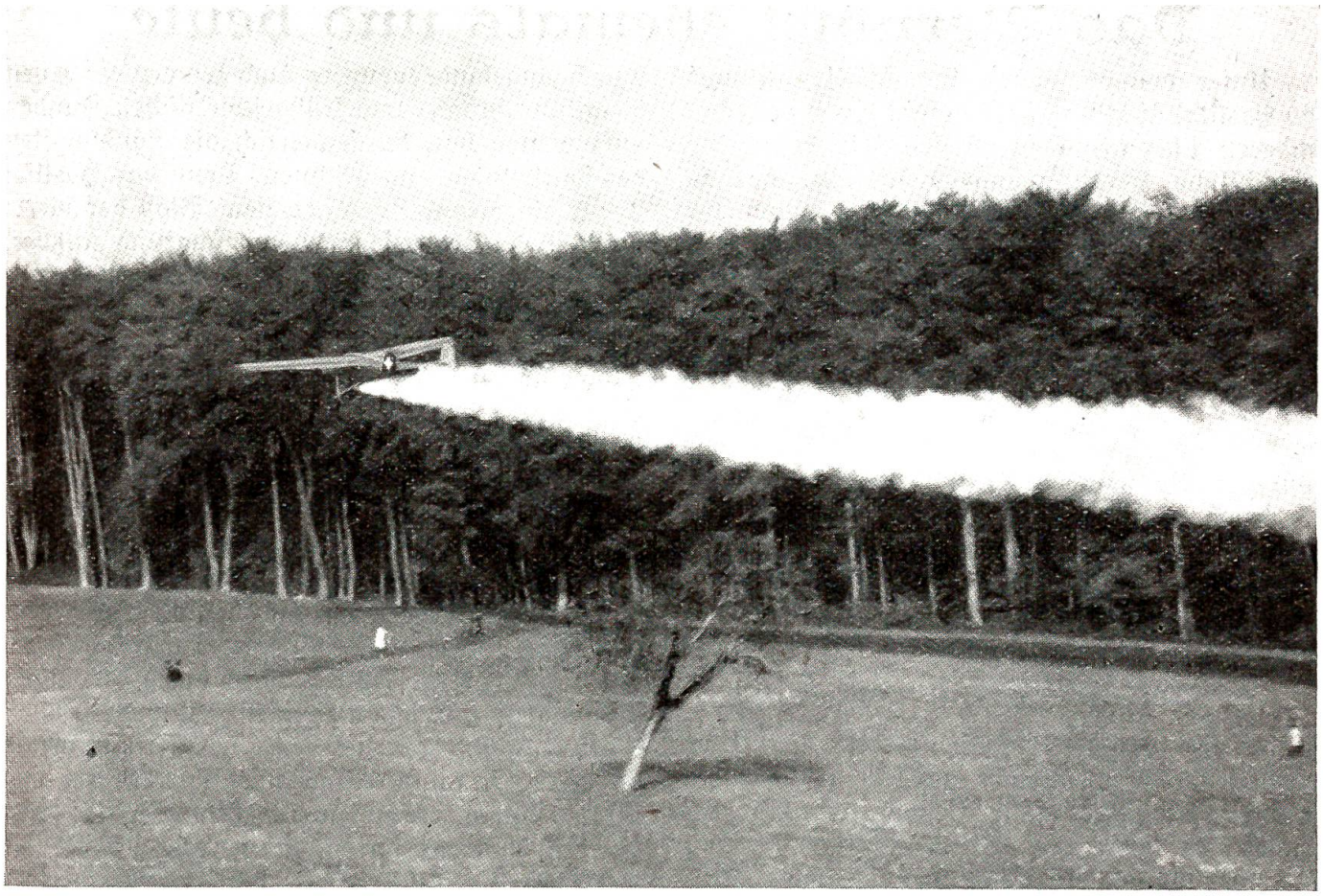
In den Papieren der provisorischen Regierung steht nichts weiter über diese leidige Geschichte. Gewiß — der Großweibel und der Gerichtsschreiber haben unter dem Schutze französischer Bajonette in Gasel und Niederscherli nachgefragt. Aber der Gerichtsschreiber bekam nichts zu protokollieren. Ob nur der französischen Bajonette wegen? Kaum. Die unselige Politik Frischings hatte das Vertrauen des Landvolkes zu der Stadtburgerschaft zerstört. Unselige Politik — nicht Verrat, wie jetzt die erbitterten Bauern behaupteten. Verrat war im Spiele, ja freilich: Quislinge und Fünfte Kolonne. Die Regenten des alten Berns aber hatten darin gefehlt, daß sie einen verlogenen Gegner für anständig hielten ... für ebenso anständig wie sie selber es waren.

Der französischen Einquartierung zu Gasel und Niederscherli war es übrigens gleichgültig, ob die beiden Gerichtsbeamten etwas herausbrachten oder nicht. Sie benützten den Aufenthalt in den beiden behäbigen Bauerndörfern dazu, sich neu mit Leibwäsche, Strümpfen, Schuhen, Hosen und dergleichen auszustaffieren, Uhren einzusammeln und die harten Taler in Tröglinen und Gänterlinen ans Tageslicht und in die leere Tasche zu befördern. Auch General Brune kam, wie es scheint, nicht mehr auf den Mordfall von Gasel zurück. Ihn bewegte im Grunde nur das einzige Problem: Wie werde ich hier zum reichen Manne? Als er, nicht lange hernach, wieder von Bern fortreiste, ließ er die gestohlene Kutsche so schwer mit Geld und Wertsachen beladen, daß sie schon draußen bei Holligen zusammenkrachte.

„Für en ägyptische Fäldzug han i müeße Gält ha", läßt der schalkhafte Burgdorfer Poet Emil Günter den General Bonaparte entschuldigend zu seinem getreuen Chräjebüehl sagen. Und um diesen dringenden Geldbedarf wob das Frankreich jener Tage tarnend die ganze Lügenromantik von „Befreiung" ... Wir Eidgenossen haben das lange genug geglaubt. Noch vor wenigen Jahren las ich dergleichen in einer angesehenen Zeitung. Heute, nachdem auch unsere Generation „Befreiungen" ähnlichen Musters mit angesehen hat, glaubt wohl kaum jemand mehr an die Phrasen von 1798. An dieser reichlich spät gewonnenen Erkenntnis heißt es nunmehr festhalten. Denn — die Bise geht.

Witzige Kritik

Gustav Freytag brauchte einmal das Wort, daß alles, was ein Herrscher ausspricht, leicht aufgebauscht und als etwas Besonderes angesehen werde. Aber nicht nur für Herrscher auf den Thronen gilt dieses Wort, sondern für alle, die sich irgendeine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben errungen haben und besonders für



48 Millionen Maikäfer im Frühjahr 1948 auf einer Kulturfläche von 400 Hektaren!
In der Gegend von Payerne wird erstmals zur Bekämpfung Gesarol verwendet. Mittels einer speziell angebrachten Zerstäubungsvorrichtung streut die langsam fliegende Maschine Typ „Pelikan" das Gesarol frühmorgens im Tiefflug über Waldsäume und Obstgärten.

Photo Hans Steiner, Bern

die geistigen Herrscher, für Dichter, Schriftsteller und Komponisten. Auch bei den nachfolgenden Proben witziger Kritik kann nicht in allen Fällen Gewähr für unbedingte Authentizität übernommen werden; sie sind es aber wohl trotzdem wert, vor der Vergessenheit bewahrt zu bleiben.

Ein Landmann und Dichter bat einst Heine, ein längeres Gedicht zu besprechen. Heine faßte sein Urteil in einen Vers zusammen:

Freund! zieh einen Abzugsgraben
Durch Dein wäss'riges Gedicht,
Wiesen wollen Wasser haben,
Verse nicht!

Von Ludwig Börne wird erzählt, daß er einmal bei seinen Verlegern, Hoffmann & Campe in Hamburg, angesichts der aufgestapelten Büchervorräte besorgt meinte: „Wenn hier einmal Feuer ausbräche!" Als er aber die Titel der Bücher gelesen hatte, berichtigte er sich: „Feuer kann ihnen nichts tun, es ist zu viel Wasser darin!"

Lessing, der Klassiker der Rezensenten, soll in seiner Jugend ein Musterbeispiel witziger Kritik gegeben haben. Sein Vater machte ihm einmal wegen Eselsohren in einem Buche Vorwürfe. Der junge Lessing erwiderte: „Vater, das Buch hat ein Recht auf Eselsohren!"